

E.III.19**RAT****DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND****Studie „Christen und Juden“ vom Mai 1975**

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hatte 1967 eine Studienkommission „Kirche und Judentum“ berufen. Sie diskutierte in jahrelanger Arbeit die innerhalb der deutschen Kirchen umstrittenen Fragen im Verhältnis von Christen und Juden und legte schließlich dem Rat eine ausführliche Studie vor, die dieser in seinen Sitzungen vom 1. März und (nach Ausführung gewünschter Änderungen durch die Studienkommission) 24. Mai 1975 beriet und sie danach der Öffentlichkeit übergab. Die Studie handelt zunächst über „Gemeinsame Wurzeln“ von Judentum und Christentum, danach vom „Auseinandergehen der Wege“ und schließlich über „Juden und Christen heute“, womit sie wieder auf die gemeinsamen Aufgaben zurücklenkt (III.5) und schließlich die Frage nach dem Charakter des wechselseitigen Zeugnisses aufwirft (III.6), wobei auch die Diskussion um „Mission“ oder „Dialog“ (→E.III.18) aufgegriffen wird.

I. Gemeinsame Wurzeln

„Du sollst wissen, daß nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich“ (Röm 11,18)

Die christliche Gemeinde hat ihre Wurzeln im Judentum. Jesus lebte und lehrte innerhalb des jüdischen Volkes. Er selbst wie auch seine Jünger und die Apostel waren Juden; sie hatten teil am Glauben und an der Geschichte ihres Volkes. Innerhalb ihrer jüdischen Umwelt verkündigten sie das Neue ihrer Botschaft: daß in der Person Jesu der erwartete Messias gekommen und mit seiner Auferweckung die Endzeit angebrochen sei.

Aus der Annahme oder Ablehnung dieser Botschaft entstanden Unterschiede und Gegensätze. Sie blieben zunächst noch innerhalb eines gemeinsamen Rahmens, führten dann aber zu einer Verselbständigung der christlichen Gemeinde und schließlich zur völligen Trennung zwischen Christen und Juden. Im Verlauf dieser Entwicklung haben beide Glaubensgemeinschaften in gegenseitiger Abgrenzung ihr unverwechselbar eigenes Gepräge erhalten.

Auch durch diese Trennung ist das beiden Gemeinsame nicht verlorengegangen. Die Gemeinsamkeiten stehen seither im Gesamtzusammenhang des christlichen oder des jüdischen Glaubens und werden von daher bestimmt; zugleich eröffnen diese Gemeinsamkeiten die Möglichkeit zu neuer Begegnung und zum Bedenken gemeinsamer Verantwortung in der heutigen Welt.

1. Der eine Gott

Juden und Christen bekennen sich zu dem einen Gott, dem Schöpfer und Erlöser.

Wenn wir als Christen von Gott reden, dann sind wir mit den Juden der

Überzeugung, daß der Gott, der in der Heiligen Schrift bezeugt wird, *einer* ist. Es ist eine grundlegende Erkenntnis seit der Frühzeit Israels, daß Gott als Schöpfer und Erlöser Ausschließlichkeit beansprucht. Gerade darin unterschieden sich die Juden schon in alttestamentlicher Zeit von den anderen Völkern, die eine Mehrzahl oder gar Vielzahl von Göttern anerkannten und verehrten. Dies war von Anfang an auch ein besonderes Kennzeichen der Christen, und in den ersten Jahrhunderten der christlichen Geschichte wurden ebenso Juden wie Christen wegen ihres Bekenntnisses zu dem einen Gott angefeindet und verfolgt.

Das grundlegende jüdische Glaubensbekenntnis ist damals wie heute der Satz: „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer“ (Dtn 6,4). Auch Jesus und seine Jünger sprachen diesen Satz täglich in ihren Gebeten, so wie es die Juden bis heute tun. Der gleiche Satz ist zur Grundlage des ersten Artikels des christlichen Glaubensbekenntnisses geworden.

Die Gemeinsamkeit wird auch in der Entfaltung dieses Bekenntnisses bei Juden und Christen sichtbar: Der Glaube an Gott den Schöpfer ist an den Anfang der Bibel gestellt. Er durchzieht die jüdischen Gebete seit ältester Zeit und ist ebenso ein zentrales Stück des christlichen Glaubens. Nach christlichem wie jüdischem Verständnis ist Gott der Gott der ganzen Menschheit und steht doch zugleich in einem besonderen Verhältnis zu denen, die zu seinem Volk gehören.

Im Glauben an Gott, den Erlöser, findet das Verhältnis Gottes zu seinem Volk seinen zentralen Ausdruck. Diese Glaubenserfahrung wird im Alten Testament in vielfältiger Weise bezeugt: von der wunderbaren Errettung des Volkes Israel aus der ägyptischen Knechtschaft bis hin zur Erwartung der endgültigen Heimführung und Erlösung des ganzen Volkes. Im Neuen Testament ist dies aufgenommen und durch neue Erfahrungen geprägt worden: im Glauben an Gottes Handeln in Tod und Auferweckung Jesu, in dem Beistand des Geistes in der Zeit zwischen Ostern und Wiederkunft Christi wie in der Erwartung der Erlösung am Ende der Zeit. Die Hoffnung auf die Auferweckung der Toten, die im Alten Testament bereits angedeutet ist, hat sich zur Zeit Jesu im Judentum stärker entfaltet; sie bildet seither ein wesentliches Element der jüdischen Gebetssprache. In der christlichen Endzeiterwartung ist sie unlösbar mit dem Glauben an die Auferstehung Jesu Christi verbunden.

Vielfach prägen gerade solche Züge, die als charakteristisch und grundlegend für das Christentum gelten, auch die jüdische Frömmigkeit. In den Gebeten, die seit vielen Jahrhunderten im Judentum von einer Generation an die andere weitergegeben werden, wird Gott, der Schöpfer und Erlöser, der die Toten auferweckt, immer wieder als der Gnädige und Barmherzige und als der Vater der Seinen angesprochen und gepriesen. Seine Liebe zu seinem Volk und zu allen Menschen findet ebenso vielfältigen Ausdruck wie die Zuversicht, daß er die Sünden vergibt.

Für den christlichen Glauben stehen diese Aussagen in einem Zusammenhang, der auf die Offenbarung Gottes in Christus bezogen ist. Das kommt am deutlichsten darin zum Ausdruck, daß der *eine* Gott als Vater Jesu Christi bezeugt und angerufen wird.

2. Die Heilige Schrift

Juden und Christen gründen ihren Glauben auf die gemeinsame „Schrift“ (das „Alte Testament“), auf die auch das „Neue Testament“ der Christen bezogen ist.

Die ersten Christen besaßen wie alle Juden eine Sammlung biblischer Bücher, die im wesentlichen dem entsprach, was die Kirche später das „Alte Testament“ nannte. Für diese Schriften findet sich im Neuen Testament die Bezeichnung „das Gesetz und die Propheten“ (Mt 22,40); vielfach heißen sie auch einfach „die Schrift“, da diese Sammlung von Schriften allgemein bekannt war und als grundlegendes Glaubenszeugnis anerkannt wurde. Christen wie Juden fanden in der Schrift vielfältige Anweisungen für das tägliche Leben, für das Gebet, für die Predigt und den Gottesdienst.

Jesus bezog sich bei der Verkündigung seiner Botschaft ganz selbstverständlich auf die Schrift, wie sie ihm vorlag. Er entnahm das Doppelgebot der Liebe, das er zu einem Kernstück seiner Botschaft machte, aus der Schrift, indem er zwei ursprünglich selbständige Sätze verknüpfte: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft“ (Dtn 6,5) und „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lev 19,18). Dies war ein im Rahmen der damaligen jüdischen Schriftauslegung durchaus mögliches Verfahren; deshalb stimmte ihm auch sein schriftgelehrter jüdischer Gesprächspartner zu: „Meister, du hast wahrlich recht geredet“ (Mk 12,32). Jedoch hat Jesus aus diesem Gebot Konsequenzen gezogen, die über die jüdische Schriftauslegung hinausführten, indem er es auch auf Feinde, Zöllner und Samaritaner bezog.

Ebenso wie Jesus benutzte Paulus die Schrift als Grundlage für seine Verkündigung und verwendete auch die zu seiner Zeit üblichen jüdischen Regeln der Auslegung. Bemerkenswert ist dabei, daß Paulus nur an wenigen Stellen auf Worte Jesu zurückgreift, jedoch sehr häufig die Schrift zitiert. Auch er gibt aber der Schrift eine neue und für Juden ungewöhnliche Auslegung.

Diese Schrift ist Juden und Christen gemeinsam. Sie wird durch die christliche Verkündigung denen bekannt gemacht, die keine Juden sind. Schon Paulus wandte sich mit Aussagen der Schrift auch an heidnische Hörer. Seither lernen Nichtjuden dadurch die Geschichte Gottes mit dem Volk Israel kennen und werden in sie mit hineingenommen.

In der christlichen Gemeinde entstanden schon früh eigene Schriften, in denen unter ständigem Rückbezug auf „die Schrift“ Gottes Heilshandeln in Jesus Christus entfaltet wird. Sie bilden das „Neue Testament“, das die Christen mit dem „Alten Testament“ zu ihrer Bibel zusammenfaßten.

In der Geschichte der Kirche wurde um das Verständnis des Alten Testaments immer wieder gerungen. Es gab auch wiederholt Versuche, einzelne Bücher des Alten Testaments abzuwerten oder ihm insgesamt die Anerkennung als Teil der Heiligen Schrift abzuspochen. Derartige Versuche wurden aber von der Kirche abgewiesen, weil sie den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs als den Vater Jesu

Christi bekennt. So bleibt das Alte Testament, die Heilige Schrift der Juden, zugleich einer der beiden Bestandteile der christlichen Bibel.

3. *Das Volk Gottes*

Juden und Christen verstehen sich beide als Volk Gottes.

Nach alttestamentlichem Glauben ist Gott, der Schöpfer und Herr der Welt, zugleich der Gott seines Volkes Israel, das er erwählt und mit dem er einen Bund geschlossen hat. Die Begründung dafür wird nicht in Vorzügen oder Verdiensten des Volkes gesehen, sondern allein in der Zuwendung und Liebe Gottes.

Diese Liebe Gottes zu seinem Volk fordert zugleich die Liebe des Volkes zu seinem Gott, die sich im Tun des göttlichen Willens äußert. Am Sinai sind die Gebote offenbart worden, nach denen Israel als Volk leben soll. Auch wenn das Volk als Ganzes hinter dem geforderten Gehorsam zurückbleibt, verkündigen die Propheten, daß Gott an der Erwählung festhält und sein Volk zur Umkehr führen wird, so daß es künftig seinen Willen voll und ganz tun kann.

Von diesem grundlegenden Selbstverständnis als Volk Gottes sind die Juden bis heute bestimmt. Das findet seinen ständigen Ausdruck in den Gebeten, in denen es heißt: „Du hast uns erwählt und hast uns geheiligt unter allen Völkern.“ Und trotz der Erkenntnis, daß ein großer Teil des Volkes die Gebote Gottes nicht vollständig erfüllt, sagt die jüdische Überlieferung: „Ganz Israel hat Anteil an der kommenden Welt.“ Die Erwählung Gottes bleibt bestehen um des Bundes willen, den Gott mit den Vätern geschlossen hat.

Auch das Neue Testament spricht vom Volk Gottes. Damit ist zunächst das Volk Israel gemeint. Jesus sagt, daß er zu den „verlorenen Schafen des Hauses Israel“ gesandt ist (Mt 15,24). Auch Paulus bestätigt den Juden, daß sie das Volk Gottes sind und bleiben: „Gott hat sein Volk nicht verstoßen“ (Röm 11,2); und er erwartet, daß sie jetzt oder in Zukunft an dem durch Christus erschlossenen Heil teilhaben werden.

In der christlichen Verkündigung werden die Schranken der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk aufgehoben; alle, die an Jesus Christus glauben, sind Abrahams Kinder und Erben der Verheißung, die dem Volk Israel gegeben ist. So entsteht nun die Kirche als Volk Gottes aus Juden und Heiden.

Das Neue Testament überträgt mit dem Begriff „Volk Gottes“ zugleich grundlegende Elemente des alttestamentlichen Bundesgedankens auf die christliche Gemeinde. Sie wird als „das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums“ bezeichnet, wie es im Alten Testament vom Volk Israel gesagt ist (1 Petr 2,9; Ex 19,5.6).

So verstehen sich Juden und Christen beide als Volk Gottes. Sie sind trotz ihrer Geschiedenheit dazu berufen und bestimmt, Zeugen Gottes in dieser Welt zu sein, seinen Willen zu tun und der zukünftigen Vollendung seiner Herrschaft entgegenzugehen.

4. Der Gottesdienst

Juden und Christen sprechen ihren Glauben im Gottesdienst aus, in dem sich vielfältige Gemeinsamkeiten finden.

Juden und Christen versammeln sich im Gottesdienst zum Hören auf Gottes Wort, zum Bekenntnis ihres Glaubens und zum Gebet. Daraus ergeben sich gemeinsame Grundelemente ihrer Gottesdienste, durch die sich beide von den meisten anderen Religionen unterscheiden. Diese Gemeinsamkeit beruht auf der Tatsache, daß sich beide an die göttliche Offenbarung gebunden wissen, die in der Heiligen Schrift bezeugt ist. Dabei wird bei Juden und Christen das gesamte Leben der Gläubigen mit einbezogen: Durch Glaube und Gehorsam soll es als Antwort auf das gehörte Wort Gottes selbst insgesamt zu einem Gottesdienst werden.

Die heutige Form des jüdischen Gottesdienstes ist das Ergebnis einer langen Entwicklung. In ihrem Verlauf kam es zu einem Nebeneinander des Opfertagesdienstes im Tempel von Jerusalem und des an allen Orten möglichen Gebetsgottesdienstes in der Synagoge. Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. trat dieser Gottesdienst in den Mittelpunkt des jüdischen religiösen Lebens. Der christliche Gemeindegottesdienst, der seinen Ursprung in der Feier des Abendmahls hat, übernahm Elemente des Synagogengottesdienstes und entwickelte sie eigenständig weiter.

Daher bestehen im gottesdienstlichen Leben von Juden und Christen zahlreiche Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten: z. B. der wöchentliche Feiertag (Sabbat/Sonntag), die Gestaltung des Wortgottesdienstes (Schriftlesung, Gebete, Segen) bis in einzelne liturgische Formulierungen hinein (Halleluja, Amen), bestimmte Feiern im Ablauf des Festjahres (Passa/Ostern) und im Ablauf des Lebens (Beschneidung/Taufe; Bezeugung der Hoffnung auf künftiges neues Leben bei der Beisetzung der Toten). Dabei soll nicht übersehen werden, daß die vorhandenen Unterschiede oft durch bewußte Abgrenzung entstanden sind.

Durch die Gemeinsamkeiten in Struktur und Formen des gottesdienstlichen Lebens konnten die ersten Christen die gottesdienstliche Gemeinschaft mit den Juden durch Teilnahme an deren Synagogengottesdiensten zunächst noch beibehalten. Nach einer langen Periode getrennter Entwicklung führt die Besinnung auf die Zusammengehörigkeit von Christen und Juden in der Gegenwart wieder zu Versuchen, bei besonderen Anlässen gemeinsame Gottesdienste zu halten.

5. Gerechtigkeit und Liebe

Juden und Christen sind in ihrem Glauben und Handeln bestimmt durch die Wechselbeziehungen zwischen Gerechtigkeit und Liebe.

Christen und Juden sind in ihrem Selbstverständnis dadurch geprägt, daß sie sich beide von dem einen Gott zu Partnern in seinem Bund erwählt wissen. In dieser Erwählung hat Gott sowohl seine Liebe als auch seine Gerechtigkeit offenbart.

Darin gründet für beide die Verpflichtung, Gerechtigkeit und Liebe in dieser Welt zu verwirklichen.

Gerechtigkeit und Liebe bilden im Handeln Gottes eine Einheit; daher gehören sie auch im menschlichen Handeln zusammen: Menschliche Gerechtigkeit bedarf der beständigen Inspiration durch die Liebe; menschliche Liebe ist auf Gerechtigkeit angewiesen. Für die Glaubwürdigkeit von Christen und Juden hängt viel davon ab, ob sie diesen Anspruch erfüllen.

Das Alte Testament bezieht die Forderung der Liebe zunächst auf das eigene Volk als den Bundespartner Gottes. Es heißt jedoch auch im Blick auf den Fremden, soweit er mit dem Volk zusammen lebt: „Du sollst ihn lieben wie dich selbst“ (Lev 19,34).

In bestimmten Gruppen des nachbiblischen Judentums setzte sich diese Ausweitung des Gebotes der Nächstenliebe nachhaltig fort. Jesus hat es durch die Forderung der Feindesliebe von allen Schranken befreit.

Die Forderung nach einem Leben in Gerechtigkeit, das in allen Einzelheiten durch Gottes Willen bestimmt ist, wird im Judentum stark betont. Das kann den Eindruck erwecken, als werde dadurch die Liebe von der Gerechtigkeit verdrängt. Indes haben schon die Propheten des Alten Testaments wie auch später die Lehrer des Judentums gerechtes Leben in Gottes Liebe zu seinem Volk begründet: Denn aus Liebe hat Gott seinem Volk die Tora gegeben; sie umschreibt den Lebensbereich, in dem sich die Gerechtigkeit als Antwort auf diese Tat Gottes in der Liebe zum Nächsten verwirklicht.

Auch nach christlichem Verständnis gehören Gerechtigkeit und Liebe eng zusammen. Für den Christen ist jedoch die rechtfertigende Tat Gottes in Jesus Christus die entscheidende Voraussetzung dafür, daß Gerechtigkeit und Liebe sich bei den Menschen verwirklichen können.

So gibt es bei Christen und Juden tiefgehende Unterschiede in der Begründung von Gerechtigkeit und Liebe. Dennoch bestehen weitreichende Gemeinsamkeiten im Verständnis konkreter Forderungen. Daher können Christen und Juden sich gemeinsam darum bemühen, Gerechtigkeit und Liebe in der Welt zu verwirklichen und dadurch dem Frieden zu dienen.

6. *Geschichte und Vollendung*

Juden und Christen leben auch in der Trennung aus der gemeinsamen Geschichte Gottes mit seinem Volk, deren Vollendung sie erwarten.

Juden und Christen sind in ihrem Verhältnis zur Geschichte und deren Ziel durch die Erfahrungen miteinander verbunden, die das Volk Israel seit den Tagen Abrahams im Verlauf seiner Geschichte immer wieder mit seinem Gott gemacht hat.

In der damaligen Umwelt war die Meinung weit verbreitet, daß die Menschen zusammen mit der Welt dem ewigen Werden und Vergehen schicksalhaft ausgeliefert seien. Demgegenüber erfuhr das Volk Israel – vielfach in Spannung zu seinen eigenen Vorstellungen und Wünschen –, daß Gott es auf einen unumkehrbaren

Weg rief. Dieser Weg führt auf ein Ziel zu, an dem Israel das endgültige Heil Gottes zusammen mit allen anderen Völkern empfangen wird.

Im Zuge solcher Erfahrungen ist es gemeinsamer Glaube von Juden und Christen, daß sie den Gang der Geschichte nicht als blindes Schicksal oder als Kette von unberechenbaren Zufällen sehen; sie erkennen und bezeugen, daß der letzte Sinn und das Ziel der Geschichte das Heil Gottes für alle Menschen ist.

Christen bekennen, daß in Jesus Christus die prophetischen Verheißungen vom Bund Gottes mit seinem Volk neue und weiterführende Gestalt gewonnen haben, um die Welt der Vollendung entgegenzubringen. An diesem Punkt besteht die Trennung begründende Spannung: Für die Juden führt die Verwirklichung der Tora zur Vollendung, für die Christen liegt das Heil im Glauben an den bereits gekommenen Messias Jesus und in der Erwartung seiner Wiederkunft.

Dennoch verpflichten die bestehenden Gemeinsamkeiten Christen und Juden, diese Spannung auszuhalten und sie im Blick auf die von beiden erwartete Vollendung der Geschichte fruchtbar zu machen. Christen und Juden sind dazu berufen, ihre Verantwortung für die Welt nicht gegeneinander oder nebeneinander, sondern miteinander nach Gottes Willen wahrzunehmen.

II. Das Auseinandergehen der Wege

„Einen jeglichen dünken seine Wege rein;
aber der Herr prüft die Geister“ (Spr 16,2)

Der Glaube von Juden und Christen hat gemeinsame Wurzeln, jedoch sind ihre Wege im Laufe der Jahrhunderte immer weiter auseinandergegangen. Die Gegensätze entzündeten sich besonders an folgenden Fragen: ob Jesus der Messias sei; wie die Heilige Schrift auszulegen sei; was unter „Volk Gottes“ zu verstehen sei; in welcher Weise die Glaubensaussagen entfaltet werden müßten. Die sich widersprechenden Antworten darauf und der jeweils damit verbundene Wahrheitsanspruch stehen bis heute zwischen Juden und Christen.

So wurde die gegenseitige Abgrenzung unausweichlich; hinzu kamen in zunehmendem Maße offene Feindschaft und Verfolgung, die aber auch aus vielfältigen anderen Motiven gespeist wurden. Wurden in der Anfangszeit die Christen von Juden angefeindet, so waren schon bald die Juden die Verfolgten. Oft war ihre Existenz bedroht, ungezählte Juden verloren im Verlauf der jahrhundertlangen Auseinandersetzungen ihr Leben.

So entstand eine scheinbar unversöhnliche Feindschaft zwischen Juden und Christen und überdeckte die Gemeinsamkeiten immer mehr, ohne sie jedoch völlig aufheben zu können. Wir stehen heute vor der Frage, ob und inwiefern die bestehenden Gemeinsamkeiten trotz wesentlicher Differenzen zum Ansatz einer Verständigung werden können.

1. Der Glaube an Jesus, den Christus

Durch den Glauben an Jesus als den Messias gerieten die ersten Christen in Gegensatz zu anderen jüdischen Gruppen, traten jedoch zunächst noch nicht aus dem Judentum heraus.

Das Judentum zur Zeit Jesu verstand sich als das eine Volk des einen Gottes. Innerhalb dieses einen Volkes gab es jedoch verschiedene Gruppierungen, zwischen denen z. T. starke Gegensätze bestanden. Die Hoffnung und das Handeln fast aller Gruppen richtete sich auf die Verwirklichung des von den Propheten verheißenen Heils. Angesichts einer bedrückenden äußeren Lage erwartete ein Teil von ihnen das Ende der alten Welt und das Kommen einer neuen; ein anderer Teil erhoffte das Heil von einem Anbruch der Herrschaft Gottes, der auch die politische Befreiung des erwählten Volkes und des heiligen Landes von der heidnischen römischen Macht einschließen würde. Schon lange vor Jesus spielte in diesem Zusammenhang die Erwartung eines von Gott gesandten Retters, des Messias, eine besondere Rolle.

Jesus von Nazareth verkündigte, wie ähnlich vor ihm Johannes der Täufer: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen!“ (Mk 1,15; vgl. Mt 3,2 und 4,17). Seine Verkündigung des Evangeliums und seine machtvollen Taten erweckten unter den Menschen, die sich um ihn scharten, die Erwartung, er werde Israel erretten. So entstand um Jesus eine neue Gruppe im jüdischen Volk, die zunächst nicht als etwas Außergewöhnliches erschien.

Da Jesus die religiösen Traditionen seines Volkes im Zusammenhang seiner Botschaft von der anbrechenden Gottesherrschaft in ungewohnter Weise auslegte und sich entgegen der geltenden Ordnung den Ausgestoßenen und Sündern zuwandte, kam es jedoch bald zu Auseinandersetzungen. Die religiös und politisch Verantwortlichen in Jerusalem empfanden das Auftreten Jesu und seine Anhängerschaft als Ärgernis und als Gefahr. Im Zusammenspiel von jüdischer Selbstverwaltung und römischer Besatzungsmacht, das historisch im einzelnen schwer durchschaubar ist, kam es schließlich zur Hinrichtung Jesu durch die Römer. Angesichts eines solchen Todes standen die Jünger Jesu vor der Frage, ob ihre Bindung an ihn als Messias nun nicht als Irrtum erwiesen sei. Die Herrschaft Gottes war nicht in der erhofften Weise eingetreten, und der Tod durch Kreuzigung galt nicht nur als besonders entehrend, sondern wurde auch als Widerlegung der an Jesus geknüpften Erwartungen durch Gott selbst empfunden.

In dieser Lage wurde durch die Begegnungen mit dem Auferstandenen die Gewißheit der Jünger Jesu neu begründet und vertieft: Jesus ist der Messias, der Christus; Erlösung und Heil sind an ihn gebunden; wer ihm vertraut und an ihn glaubt, wird gerettet.

In dieser Gewißheit begannen sie zu verkündigen, daß mit Jesu Leben und Handeln, seinem Leiden, Sterben und Auferstehen die Heilszeit angebrochen sei; darin erkannten sie den Erweis der Liebe Gottes, die allen Menschen zugewandt ist. Die urchristliche Gemeinde sah in diesem Geschehen die Verwirklichung der

Verheißungen für Israel und die Völker. Darum wußte sie sich verpflichtet, Juden und Heiden ihren Glauben, ihre Liebe und ihre Hoffnung zu bezeugen. Mit dieser Verkündigung wollten die ersten Christen die übrigen Juden von der Wahrheit des Anspruchs überzeugen, daß in Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der erwartete Messias gekommen sei. Sie hatten sich dabei mit anderen Heilshoffnungen und Messiaserwartungen auseinanderzusetzen, die sich nicht auf die Person Jesu als Erlöser richteten. Sie traten damit zwar noch nicht aus der jüdischen Gemeinschaft heraus, die Wege begannen jedoch schon jetzt auseinanderzugehen.

2. Die Auslegung der Heiligen Schrift

Die auf Jesus Christus bezogene Auslegung der Schrift und die Entfaltung des Glaubens an seine Einzigartigkeit führte zu weiterer Entfernung vom Judentum.

Jesus hatte den Anbruch der verheißenen Gottesherrschaft und das Doppelgebot der Liebe zum Maßstab für das Verständnis der Heiligen Schrift gemacht. Darüber hinaus entdeckten seine Anhänger aufgrund des Glaubens an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus ihre Bibel neu; denn sie begannen nun die Schrift als Hinweis auf Jesus Christus, auf seine Geschichte und seine Bedeutung zu lesen, als Zeugnis der Vorbereitung des Heils, das sich in ihm erfüllt hat. Dieses neue Verständnis der Schrift fand Ausdruck in den nach und nach entstehenden Schriften, die dann als „Neues Testament“ zusammengefaßt und mit dem „Alten Testament“ zu einer Einheit verbunden wurden.

In den neutestamentlichen Schriften wurde die Einzigartigkeit Jesu Christi durch Aussagen beschrieben, die dem Alten Testament, alsbald aber auch der nichtjüdischen Umwelt entnommen und dabei umgeprägt wurden. Dazu gehörten zahlreiche Hoheitstitel wie „Menschensohn“, „Messias“, „Sohn Gottes“, „Herr“, „Heiland“ und Heilserwartungen wie Welterlösung und Wiederkunft Jesu am Ende der Zeit. Ein Teil dieser Aussagen erschien vom jüdischen Standpunkt aus als Gefährdung des Glaubens an den *einen* Gott, weil Jesus dadurch zu sehr Gott gleichgestellt wurde. Dies waren vor allem solche Aussagen, die in der christlichen Verkündigung im Blick auf heidnische Hörer geprägt wurden (vgl. II.4).

Eine besondere Bedeutung für das spätere christliche Schriftverständnis hat Paulus gewonnen. Er nimmt die Unterscheidung von Verheißung und Gesetz für die christliche Beurteilung des Alten Testaments auf, wobei nach seiner Auffassung die Verheißung in Jesus Christus erfüllt ist und deshalb das Gesetz für die Christen keine Heilsbedeutung hat. Das schließt jedoch nicht aus, sondern ein, daß eine Verwirklichung des Gesetzes in der Liebe auch für die Glaubenden notwendig bleibt.

Im Unterschied zu diesen auf Christus bezogenen Arten der Schriftauslegung entwickelte das Judentum seine bisherige Auslegungsweise weiter. Nach einer Zeit der mündlichen Überlieferung fand die schriftgelehrte Auslegung der Tora ihren Niederschlag in verschiedenen Sammlungen, insbesondere in der Mischna und im Talmud.

Die unterschiedliche Schriftauslegung, die sich bei den Christen an der Person Jesu Christi und bei den Juden an der Tora ausrichtete, führte zu einer wachsenden Entfremdung zwischen den christlichen Gemeinden und dem Judentum.

3. Christliche Gemeinde und Volk Gottes

Die aus Juden und Heiden bestehende christliche Gemeinde verstand sich als Volk Gottes und geriet dadurch in einen Konflikt mit dem gleichen Anspruch des jüdischen Volkes.

Die ersten christlichen Gemeinden wurden zwar zunächst noch als eine von mehreren Glaubensrichtungen im Judentum angesehen; die Darstellung der Apostelgeschichte und im besonderen das Wirken des Apostels Paulus zeigen jedoch eine Entwicklung, die schon bald aus dem Rahmen der jüdischen Gemeinschaft herausführte. Die christlichen Gemeinden nahmen nämlich außer Juden immer mehr Heiden auf und forderten von diesen nicht zugleich den Eintritt in das Judentum. So wurde der Anteil der Judenchristen immer geringer. In dem Maße, in dem die christlichen Gemeinden überwiegend aus Mitgliedern nichtjüdischer Herkunft bestanden, konnten die Juden sie auch nicht mehr als zu ihrem Volk gehörig anerkennen. Deshalb wurde es für diejenigen Juden, die die Taufe im Namen Jesu empfangen hatten, schwierig, die Gemeinschaft mit ihrem Volk aufrechtzuerhalten. Den Christen anderer Herkunft war ohnehin an einer solchen Gemeinschaft weniger gelegen.

Die christlichen Gemeinden wurden dadurch mehr und mehr zu einer eigenständigen Größe. Die Aufnahme in die Gemeinden durch die Taufe wurde als Aufnahme in das Volk Gottes verstanden. Die Bedeutung der natürlichen Volkszugehörigkeit trat demgegenüber in den Hintergrund. So entstand die „Kirche aus Juden und Heiden“.

Für Christen und Juden ergab sich daraus ein unterschiedliches Verständnis dessen, was Volk Gottes ist. Denn für Juden blieb nach wie vor die Zugehörigkeit zum Volk Gottes gleichbedeutend mit der zum jüdischen Volk. Das bedeutete, daß sowohl Juden wie Christen das Erbe der Geschichte des Volkes Gottes seit den Tagen Abrahams für sich in Anspruch nahmen. Jedoch beschrieben die Christen die Gemeinschaft der Glaubenden auch mit anderen, stärker auf Jesus Christus bezogenen Vorstellungen. Dabei bedienten sie sich des biblischen Begriffes „Volk Gottes“ und verwendeten diesen als Selbstbezeichnung für „Kirche“.

Der Konflikt über die Zugehörigkeit zum Volk Gottes hat das Verhältnis von Juden und Christen durch die Jahrhunderte hindurch aufs schwerste belastet. Bis heute verbindet sich damit die Frage, ob der Anspruch der einen, Volk Gottes zu sein, den gleichen Anspruch der anderen ausschließen müsse.

4. Die Entfaltung der Eigenart von Judentum und Christentum

Das Bemühen um genaue Festlegung der Gebote Gottes im Judentum und um systematische Entfaltung der Glaubensaussagen im Christentum vergrößerte die Entfremdung zwischen beiden.

Die Beziehungen zwischen Juden und Christen wurden in zunehmendem Maße auch dadurch schwieriger, daß sich das Verständnis ihrer Frömmigkeit verschieden entwickelte.

Im Judentum setzte sich diejenige Richtung immer stärker durch, die den Nachdruck auf die Befolgung der Gebote Gottes im täglichen Leben legt. Das Gespräch darüber, wie sich die Anwendung der Gebote gestalten und wie das tägliche Leben bis in die letzten Einzelheiten hinein davon bestimmt werden sollte, wurde in den jüdischen Lehrhäusern mit großer Sorgfalt geführt. Jede Generation nahm dabei die Fragen und Antworten von früheren Generationen auf und führte sie weiter. Die Sammelwerke Mischna und Talmud, in denen diese sich über Jahrhunderte erstreckenden Gespräche ihren Niederschlag gefunden haben, wurden zur Grundlage der religiösen Lebensführung des frommen Juden bis in die Gegenwart.

Dagegen wurde auf die genaue Festlegung und Formulierung der Glaubensvorstellungen wenig Gewicht gelegt. Sie wurden in der Erzählungsüberlieferung vermittelt. Ein besonders wichtiges Element für den Ausdruck jüdischer Frömmigkeit bilden jedoch die durch Jahrhunderte überlieferten Gebete sowohl für den einzelnen wie für den Gottesdienst der Gemeinde.

Im christlichen Bereich führte die Notwendigkeit, die Botschaft von Jesus Christus weiter zu entfalten und auch gegenüber der griechischen Geisteswelt zu vertreten, zu einer intensiven Arbeit an der begrifflichen Klärung der Glaubensaussagen und an der Formulierung offizieller kirchlicher Lehre.

Ein besonderes Problem stellte die Beschreibung der einzigartigen Bedeutung Jesu Christi für den christlichen Glauben und der Beziehung Jesu Christi zu dem einen Gott dar. Im Verlauf von intensiven theologischen Bemühungen, die von heftigen kirchenpolitischen Auseinandersetzungen begleitet waren, beantwortete die Alte Kirche diese Frage durch die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes (der eine Gott wird in drei „Personen“ – Vater, Sohn, Heiliger Geist – erkannt und angebetet) und die Lehre von den zwei Naturen Christi (Jesus Christus ist zugleich „wahrer Gott und wahrer Mensch“). Dabei wurden Aussagen des Neuen Testaments zugrunde gelegt und in den neu angeeigneten Denkformen entfaltet.

Jüdischem Denken erschienen diese Lehren mehr und mehr als ein Verstoß gegen das Gebot, daß niemand außer Gott göttlich verehrt werden dürfe. Die Kirche hielt jedoch mit diesen Lehren den Glauben an den *einen* Gott fest.

5. Die Abgrenzung zwischen Judentum und Christentum

Die fortschreitende Entfremdung zwischen Juden und Christen konnte sich bis zu offener Feindschaft steigern; gleichwohl ging das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit nie ganz verloren.

Die jüdischen Kriege gegen Rom (66-70 n. Chr. und 132-135 n. Chr.) setzten der Vielfalt der religiösen Gruppen im Judentum weitgehend ein Ende und führten zu einer stärkeren inneren Einigung der weit zerstreuten und ihrer staatlichen Eigenständigkeit völlig beraubten Judenheit. In diesem Zusammenhang wurde durch die Einführung einer feierlichen Verfluchung von jüdischen Sektierern und Nazarenern (= Judenchristen) in das „Gebet der Achtzehn Bitten“, eines der wichtigsten jüdischen Gebete, auch der Bruch mit der Kirche vollzogen. Dadurch wurde den Christen die Teilnahme am jüdischen Gottesdienst praktisch unmöglich gemacht. Bis dahin war es durchaus üblich gewesen, daß Judenchristen noch zum Synagogengottesdienst kamen; daneben hatten sie ihren eigenen christlichen Gottesdienst, insbesondere die Feier des Abendmahls.

Die in späteren jüdischen Schriften enthaltenen Stellen, in denen Jesus als ein Verführer des jüdischen Volkes beurteilt wird, setzen den vollzogenen Bruch mit der Kirche voraus; sie wollen nicht zur Kenntnis der Vorgänge um Jesus beitragen, sondern das Bekenntnis zu Jesus als dem Christus mit Entschiedenheit abwehren.

Auf christlicher Seite hat der Anspruch, die Kirche sei als Volk des Messias auch der Erbe des Bundes, den Gott mit Israel geschlossen hatte, schon in neutestamentlicher Zeit zu teilweise sehr scharfen Urteilen über die Juden geführt. Solche Urteile konnten sich auf Worte Jesu über sein Volk berufen, mit denen er an die Gerichtsankündigung alttestamentlicher Propheten anknüpfte. Sie führten später bis zu der Aussage, Gott habe das sich dem Messias Jesus widersetzende Volk verworfen. Die Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. und das Schicksal des jüdischen Volkes seither wurden vielfach als Bestätigung dafür gedeutet.

Dem standen jedoch auch andere Auffassungen gegenüber. So hat besonders Paulus mit diesem Problem gerungen. In den Kapiteln 9-11 des Briefes an die Römer hat er einerseits die prophetische Kritik am Volk Israel aufgenommen, andererseits aber betont, daß Gott sein Volk nicht verstoßen hat; er erwartet eine endzeitliche Vereinigung des gesamten Gottesvolkes.

Die Aufnahme der prophetischen Kritik bei Paulus und in anderen Schriften des Neuen Testaments geschah noch innerhalb des Bereiches der jüdischen Gemeinschaft. Durch die Zunahme des Anteils der Nichtjuden in den christlichen Gemeinden veränderte sich jedoch der Charakter dieser Aussagen grundlegend: Sie waren nun nicht mehr Äußerungen von Juden gegenüber Juden, sondern von außen kommende Verurteilungen des jüdischen Volkes.

Dies führte oft zu einer selbstgerechten Sicherheit der Kirche gegenüber den Juden, die schließlich als so fremd empfunden wurden, daß es sogar dazu kommen konnte, sie pauschal als „Gottesmörder“ zu verleumdern.

Die Feindschaft gegenüber den Juden führte in der Folgezeit – insbesondere seitdem das Christentum Staatsreligion war – immer wieder zur Anwendung von Gewalt gegen Juden bis hin zur Ermordung einzelner und zur Vertreibung oder Ausrottung ganzer jüdischer Gemeinden und Bevölkerungsgruppen.

Diese Vergangenheit belastet bis heute das Verhältnis von Juden und Christen zueinander. Wenn auch die Gewalttätigkeiten weitgehend aufgehört haben, so

gelten die Juden für viele Christen doch immer noch als Fremde oder sogar als Feinde: als Feinde Christi und damit auch als Feinde der Christen.

In den Beziehungen zwischen Juden und Christen hat es jedoch nicht nur Feindschaft und Gewalt gegeben. Judentum und Christentum standen durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder auch im Austausch miteinander und haben sich gegenseitig beeinflusst. So hat etwa die Schriftauslegung der Reformationszeit wesentliche Anregungen aus der jüdischen Auslegungstradition empfangen. Auch hat es zu allen Zeiten Übertritte gegeben, und zwar nicht nur vom Judentum zum Christentum, sondern auch umgekehrt.

Die Auseinandersetzungen zwischen Christen und Juden haben die Gemeinsamkeiten überdeckt; dennoch ist das Verbindende nie ganz verlorengegangen.

III. Juden und Christen heute

„So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ (1 Joh 4,20)

Durch das starke Übergewicht der Christen wurde die kleine jüdische Minderheit im Verlauf einer langen Entwicklung in eine Außenseiterrolle gedrängt. In der jüngsten Geschichte führte der Judenhaß zum Versuch der totalen Vernichtung der Juden durch den Nationalsozialismus.

Doch gerade im Zusammenhang mit dieser Katastrophe ergab sich eine Neubesinnung unter Christen und Juden. Viele Christen begannen aus dem tiefen Erschrecken über das Geschehene heraus, neu über die Grundlagen ihres Glaubens nachzudenken, und entdeckten dabei auch wieder dessen Verwurzelung in der alttestamentlich-jüdischen Tradition; zugleich erkannten sie, daß die Juden den Gott als ihren Vater anrufen, als dessen Kinder sich auch die Christen verstehen; so wurden sie sich dessen bewußt, daß die Juden die nächsten Nachbarn der Christen sind. Viele Juden gewannen durch die Gründung des Staates Israel im Lande ihrer Väter ein neues Selbstverständnis.

So sind für eine neue Begegnung zwischen Juden und Christen Voraussetzungen entstanden, die zum gegenseitigen Verstehen führen und ihren Ausdruck auch in der gemeinsamen Verantwortung gegenüber der Welt aus dem Glauben an den einen Gott finden sollen.

1. *Vielfältigkeit in Judentum und Christentum*

Die Vielfalt jüdischen Glaubens und Lebens hat die Einheit des Judentums nie ganz verdeckt. Die Vielfalt getrennter christlicher Kirchen rief erst in neuerer Zeit den Wunsch nach ökumenischer Einheit hervor.

Das heutige *Judentum* ist keine einheitliche Größe; es ist, wie schon das Judentum früherer Zeiten, von den geistigen Bewegungen seiner Umwelt mitgeprägt worden. In der Auseinandersetzung mit jüdischer Tradition und europäischer Aufklärung haben sich im 19. und 20. Jahrhundert verschiedene Richtungen gebildet.

Ein Teil der jüdischen Gemeinden hielt an dem überkommenen Verständnis der Religion und an den überlieferten Formen des Gottesdienstes unverändert fest. Diesen *orthodoxen Juden* geht es darum, daß die Tora genau eingehalten wird. Sie ist für sie keine Last, sondern Freude. Eine unterschiedliche Bewertung von ethischen und kultischen Geboten wird abgelehnt. Im orthodoxen Judentum wird die Schrift als unmittelbar von Gott inspiriert betrachtet und daher eine wissenschaftliche Bibelkritik abgewiesen. Auch der Talmud hat verpflichtende Autorität. Auf der anderen Seite steht das *liberale Reformjudentum*. Es will keine Änderung der Glaubensinhalte, meint aber, daß ihre Gestalt und Interpretation weiterentwickelt werden müssen. Gebote, Bräuche und Institutionen werden der veränderten Situation angepaßt; z. B. wird im Gottesdienst nicht nur hebräisch, sondern auch in der jeweiligen Landessprache gebetet. Ethische Gebote werden höher geachtet als z. B. Speise-, Fasten- und Reinigungsgebote, wie überhaupt Ethik und soziale Gerechtigkeit ein starkes Gewicht erhalten.

Zwischen beiden Gruppen steht das *konservative Judentum*. Es hält stärker als das Reformjudentum an den traditionellen Formen und Inhalten fest, rechnet jedoch auch mit der geschichtlichen Wandelbarkeit religiöser Bräuche und Überlieferungen.

Seit der Aufklärung gibt es auch Juden, die ihr Judesein *nicht mehr religiös* verstehen. Diese Haltung ist durch die Erfahrung von Auschwitz (vgl. III.4) bei vielen verstärkt worden.

In den letzten Jahrzehnten wird mehr und mehr das allen Juden Gemeinsame betont. Das Judentum versteht sich trotz aller Unterschiede und Widersprüchlichkeiten wieder verstärkt als ein durch seine Geschichte verbundenes Volk. Dazu hat nicht zuletzt auch die im 19. Jahrhundert entstandene Bewegung des *Zionismus* beigetragen.

Im *Christentum* ist die Vielgestaltigkeit nicht minder groß, aber sie ist in den großen christlichen Konfessionen völlig anders ausgeprägt. Das Selbstverständnis der einzelnen Kirchen ist durch unterschiedliche geistige Traditionen und geschichtliche Entwicklungen bestimmt und wurde zudem vielfach in Abgrenzung gegenüber andersglaubenden Christen geformt. In diesem Jahrhundert sind jedoch die Kirchen durch die ökumenische Bewegung auf dem Wege zur gegenseitigen Anerkennung und damit zur Verwirklichung der Einheit der Christenheit.

Auf dem Weg zur ökumenischen Gemeinschaft finden sich die christlichen Kirchen auch vor die Frage gestellt, ob und wie sie mit dem Judentum verbunden sind. Daß die Kirchen sich dieser Frage bewußt werden, zeigt eine Reihe von Verlautbarungen zum Verhältnis von Kirche und Judentum. Schon bei der Ersten Weltkirchenkonferenz in Amsterdam wurde die einzigartige Stellung des Volkes Israel als des Bundesvolkes Gottes stark hervorgehoben: Für viele Christen ist das Weiterbestehen eines jüdischen Volkes nach dem Kommen Jesu Christi ein unerforschliches Geheimnis, das sie als Zeichen der unwandelbaren Treue Gottes ansehen.

2. Die beiden Formen jüdischer Existenz

Juden haben stets im Land Israel und in der Diaspora gelebt; volle Verwirklichung jüdischen Lebens steht jedoch zu allen Zeiten mit dem Land in Verbindung.

Seit frühen Zeiten bis heute haben Juden sowohl im Land Israel als auch außerhalb dieses Landes gelebt. So kehrte zum Beispiel nur ein Teil der Deportierten aus dem babylonischen Exil in das Land zurück. In der folgenden Zeit entstand eine jüdische Diaspora außer im Zweistromland auch in Syrien, in Ägypten und im ganzen Mittelmeerraum; sie wuchs sowohl durch Auswanderung als auch durch Mission. Zur Zeit Jesu war die Diaspora kulturell bedeutend und zahlenmäßig stärker als die Judenheit im Land Israel. Auch heute noch lebt die Mehrzahl der Juden außerhalb Israels.

Dennoch ist nach wie vor im jüdischen Glauben die Erwählung des Volkes mit der Erwählung des Landes unlösbar verbunden. Schon im 5. Buch Mose (Deuteronomium) wird eingeschärft, daß Israel nur in seinem Land Gott ganz gehorsam sein könne. Israels Propheten haben die Rückkehr des Volkes in das Land verheißen, in dem die Tora erfüllt werden kann und Gott sein Reich errichten wird. An dieser Verbundenheit von Volk und Land hat das Judentum festgehalten. Nach den gescheiterten jüdischen Freiheitskriegen im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. war jüdisches Leben zeitweise nur in Teilen des Landes, vor allem in Galiläa, und oft unter schwierigen Bedingungen möglich. Gerade damals stellten die jüdischen Lehrer die Forderung auf, möglichst im Lande zu bleiben oder dorthin zurückzukehren. Im täglichen Gebet sagen die Juden bis heute: „Bringe uns zusammen von den vier Enden der Erde!“ Die Liturgie für den ersten Abend des Passafestes erreicht ihren Höhepunkt in dem Ruf: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Sowohl viele Einzelheiten der Gebotserfüllung als auch alle Feste des jüdischen Jahres leben aus der Verbundenheit von Volk und Land, so daß nach traditioneller Auffassung jüdische Existenz nur im Land Israel voll verwirklicht werden kann.

Von daher erscheint das Leben in der Diaspora als etwas Vorläufiges und zu Überwindendes. Entsprechend versuchten die in der Diaspora wohnenden Juden seit dem Altertum immer wieder neu, die Verbindung zum Land aufrechtzuerhalten. Der einzelne konnte dies erreichen durch Spenden für die im Lande Lebenden, durch Wallfahrten sowie durch Rückkehr – und sei es nur, um dort begraben zu werden. Immer wieder kam es auch zu Rückwanderungen größeren Ausmaßes, zu denen meist messianische Bewegungen den Anstoß gaben. In diese lange Reihe der Versuche zur Wiederherstellung der Einheit von Volk und Land gehört schließlich auch die zionistische Siedlungsbewegung der letzten hundert Jahre.

Das Leben in der Diaspora wurde jedoch nicht nur als auferlegtes Geschick, als unbegreifliche Führung Gottes oder als Versuchung zur Selbstpreisgabe durch Assimilation verstanden; es hat immer auch einzelne Juden und jüdische Gruppen gegeben, die darin eine Chance für das erwählte Volk sahen, unter den Völkern die Botschaft von dem einen Gott zu verbreiten.

Die jüdische Diaspora hat so einen wesentlichen Beitrag zur Religion, Kultur und

Ethik vieler Völker geleistet. Die Entstehung und weitere Entwicklung des Christentums und auch des Islam sind durch die fortwährende Begegnung mit der jüdischen Diaspora in starkem Maße geprägt. Umgekehrt hat auch das Judentum im Zusammenleben mit anderen Völkern und Religionen vielfältige Anregungen erfahren.

3. *Der Staat Israel*

Der heutige Staat Israel ist eine politische Größe; er stellt sich aber zugleich in den Rahmen der Geschichte des erwählten Volkes.

Die beiden entscheidenden Faktoren, die zur Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 führten, sind die jüdische Ansiedlung im Lande und die Situation nach Auschwitz. Aus der traditionellen Judenfeindschaft der Christen hatte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als neue Form der rassistische Antisemitismus entwickelt; dieser führte in letzter Konsequenz zum Massenmord am europäischen Judentum durch den nationalsozialistischen Staat (vgl. III.4). Im Gefolge dieser unvorstellbaren Katastrophe gaben die Großmächte schließlich der jüdischen Forderung nach einem selbständigen Staat in Palästina ihre Unterstützung und Anerkennung. Mit der Gründung des Staates Israel kam eine Entwicklung zum Abschluß, die schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts das alte Land Israels immer mehr zum Zufluchtsort verfolgter Juden hatte werden lassen.

Die Rückkehr vieler Juden in ihr Land geschah nicht nur unter dem Druck einer feindseligen Umwelt, sondern war zugleich Verwirklichung der über die Jahrtausende hin durchgehaltenen Sehnsucht nach Zion. So hat der Staat Israel über seine politische Funktion hinaus für viele Juden eine religiöse Bedeutung. Im Land Israel begegnen Juden der Bibel und der nachbiblischen Tradition in ganz neuer Weise. Israel wird in zunehmendem Maße zum geistigen Zentrum, das auch die Diaspora beeinflusst. Darüber hinaus will der Staat für alle in der Diaspora lebenden Juden die Möglichkeit einer Sicherung ihrer Existenz bieten für den Fall erneuter Verfolgung oder der Bedrohung ihrer Identität als Juden, da er in einem seiner grundlegenden Gesetze ihnen allen Aufnahme und Bürgerrecht zusichert.

Als politische Größe ist der Staat Israel heute in den Formen eines modernen säkularen Staates, als parlamentarische Demokratie organisiert. Auch die Staatsbildungen des Volkes im Altertum waren in den Formen ihrer Zeit organisiert. Für den modernen Staat gilt jedoch ebenso, daß mit solcher Charakterisierung seine Bedeutung noch nicht voll erfaßt ist: Mit seinem Namen Israel und in seiner Gründungsurkunde stellt er sich ausdrücklich in die biblische Tradition des Judentums und damit in den Zusammenhang der Geschichte des erwählten Volkes; er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Existenz dieses Volkes im Lande seiner Väter zu sichern.

Dies ist auch für Christen von Bedeutung. Sie haben nach allem Unrecht, das Juden – besonders durch Deutsche – angetan worden ist, die Verpflichtung, den völkerrechtlich gültigen Beschluß der Vereinten Nationen von 1947 anzuerkennen und zu unterstützen, der den Juden ein gesichertes Leben in einem eigenen Staat

ermöglichen soll. Zugleich haben Christen sich aber auch nachdrücklich für einen sachgemäßen Ausgleich zwischen den berechtigten Ansprüchen beider, der palästinensischen Araber und der Juden, einzusetzen. Weder dürfen allein den palästinensischen Arabern die Folgen des Konflikts auferlegt sein, noch darf allein Israel für die Auseinandersetzungen verantwortlich gemacht werden. Darum müssen an den Bemühungen um einen dauerhaften Frieden im Nahen Osten auch die mitwirken, die nicht unmittelbar Beteiligte sind. Der Mitarbeit an dieser Aufgabe können sich Christen, gerade auch in Deutschland, nicht entziehen. Sie werden dabei auch den Kontakt zu den arabischen Christen verstärken müssen, die durch den Konflikt in eine besonders schwierige Lage gebracht worden sind.

4. Juden – Christen – Deutsche

Die Christen in Deutschland können und dürfen nicht vergessen, welche Verbrechen im Namen des deutschen Volkes an den Juden begangen worden sind, und treten darum für neue Beziehungen zu allen Juden ein.

Als Christen bedenken wir die besonderen Schwierigkeiten, die sich aus den Beziehungen der Deutschen zum jüdischen Volk ergeben haben. Die lange gemeinsame Geschichte von Juden und Christen in Deutschland hat zu vielfältiger gegenseitiger Anregung wie Ablehnung geführt. Die immer wieder auftretende Judenfeindschaft hat neben religiösen (vgl. II.5) auch wirtschaftliche, politische und kulturelle Ursachen. Eine besondere Zuspitzung erfuhr der Judenhaß im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts auf der Grundlage christlich-germanischer und rassistischer Ideologien. Er führte in letzter Konsequenz zu der Judenverfolgung nach 1933 und schließlich zum Mord an etwa 6 Millionen Juden in Europa. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges konnten sich viele deutsche Juden dem drohenden Schicksal noch entziehen, insbesondere durch Auswanderung. Während des Zweiten Weltkrieges wurden jedoch in Deutschland und in allen besetzten Ländern jüdische Männer, Frauen und Kinder in Vernichtungslager deportiert und umgebracht; nur wenigen gelang es noch, auszuwandern oder sich zu verbergen. Zusammen mit Juden fielen auch Millionen nichtjüdischer Menschen der Verfolgung zum Opfer.

Zwar hatten nur wenige Deutsche vollen Einblick in die gesamte Planung der Vernichtung. Aber die meisten erlebten die Gesetzgebung und die öffentliche Hetze gegen Juden seit 1933, die Synagogenbrände und Geschäftsplünderungen im November 1938, das plötzliche Verschwinden jüdischer Nachbarn und Schulkameraden. Es gab auch Informationen durch ausländische Rundfunksendungen und durch Gerüchte. An die geplante Vernichtung der europäischen Judenschaft („Endlösung“) glaubten die meisten Deutschen jedoch nicht oder wollten nicht daran glauben. Sie meinten, sich beruhigen zu dürfen mit Nachrichten von Umsiedlungen der Juden nach Osteuropa. Die christlichen Kirchen haben weithin geschwiegen. Nur wenige Menschen verhalfen unter eigener Lebensgefahr Juden zur Flucht oder versteckten sie.

Die Ausrottung von 6 Millionen Juden und damit die fast völlige Vernichtung der

jüdischen Kultur in Europa haben im Bewußtsein des jüdischen Volkes in aller Welt eine tiefe seelische Verwundung hinterlassen, die noch Generationen hindurch wirksam sein wird und die sich oft in Unsicherheit und Angst sowie in einem empfindlichen Reagieren auf jede Form der Existenzgefährdung ausdrückt.

Die Katastrophe von Völkermord und Vernichtung (Holocaust) ist für das jüdische Volk in Israel wie in der Diaspora mit dem Namen Auschwitz in Polen verbunden, des größten Vernichtungslagers. Auschwitz wurde ähnlich wie Hiroshima zum Symbol für die Erfahrung des Grauens der Vernichtung und zu einem Wendepunkt geschichtlichen und theologischen Denkens, insbesondere im Judentum.

Aus den schuldhaften Versäumnissen dieser Vergangenheit erwächst uns als Christen in Deutschland die besondere Verpflichtung, die neu aufkommende Judenfeindschaft, auch in der Gestalt des politisch und sozial motivierten „Antizionismus“, zu bekämpfen und an der Neugestaltung des Verhältnisses zu den Juden mitzuarbeiten.

5. Gemeinsame Aufgaben

Christen und Juden sind in der gegenwärtigen Weltsituation herausgefordert, ihre Verantwortung zur Gestaltung der Welt wahrzunehmen, die ihnen aus ihrem gemeinsamen Glauben an den einen Gott erwächst.

Die heutigen Bemühungen um die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden haben die trotz aller Gegensätze weiterhin bestehenden Gemeinsamkeiten wieder stärker ins Bewußtsein gerückt. Daraus ergibt sich die Aufgabe, diese Gemeinsamkeiten in Glauben und Leben in der Gegenwart und für die Zukunft konkret zu entfalten.

Nach allem, was vorhergegangen ist, muß dabei sehr behutsam vorgegangen werden. Es lassen sich nur erste Ansätze aufzeigen. Ausgangspunkt könnte die gemeinsame Überzeugung sein, daß der Mensch als Gottes Ebenbild Verantwortung für die Erde wahrnimmt. Darin ist auch die Verantwortung für die Gestaltung des menschlichen Lebens eingeschlossen.

Menschen verschiedener Religionen und Überzeugungen in allen Kontinenten kämpfen heute um eine menschenwürdigere Welt. Zur Teilnahme an diesem Ringen sind Christen und Juden verpflichtet: Durch ihren Glauben an den *einen* Gott, der *eine* Menschheit geschaffen hat, sind sie – zusammen mit den Moslems – dazu herausgefordert, für die Solidarität aller Menschen einzutreten. Ohne diese Überzeugung, daß jeder Mensch vor Gott gleiche Würde hat, ist auch die Entfaltung der Menschenrechte in der Neuzeit nicht denkbar.

Die Vereinten Nationen haben in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ vom 10. Dezember 1948 die Rechte aller Menschen proklamiert. Um so erschreckender ist es, wie weit die Wirklichkeit hinter diesem Programm zurückbleibt. Dies gilt im Blick auf das Fehlen sozialer Gerechtigkeit wie auf Diskriminierung, Verfolgung, Mißhandlung aus rassistischen, religiösen und politischen Gründen.

Die Heilige Schrift, der sich Juden und Christen verpflichtet wissen, betont die

Zuwendung Gottes zu den Benachteiligten und Entrechteten. Darum ist es eine Aufgabe für die Christen, sich zusammen mit den Juden gegen die Herrschaft derer zu wenden, die sich auf Kosten der Schwachen durchsetzen und bereichern.

Eine weitere vordringliche Aufgabe ist trotz aller in die Augen springenden Schwierigkeiten das Bemühen um ein Zusammenwirken von Christen, Juden und Moslems für die Sache der Gerechtigkeit und des Friedens im Nahen Osten.

Die immer offenkundiger werdende Bedrohung der menschlichen Existenz durch die Folgen der technischen Zivilisation macht es unabweisbar, die Welt neu als Schöpfung Gottes zu erfassen und mit ihr nach dem Auftrag Gottes sachgerecht umzugehen. Das bedeutet Abkehr von einer Haltung, in der der Mensch sich selbst zum Maßstab aller Dinge macht, die Welt ausschließlich für seine Interessen ausbeutet und dabei abhängig wird von dem, was er selbst geschaffen hat.

Es wird zunächst darum gehen, daß Christen und Juden sich der Gemeinsamkeiten in ihrer Verantwortung für die Gestaltung der Welt bewußt werden und deren Verwirklichung in Angriff nehmen. Dabei werden sich neue Bereiche gemeinsamen Handelns erschließen.

6. *Begegnung und Zeugnis*

Bei der Begegnung von Christen und Juden geht es darum, die Unterschiede im Bekenntnis zu dem einen Gott für das wechselseitige Zeugnis fruchtbar zu machen. Für die Christen bedarf die Frage, wie sie ihr Zeugnis gegenüber den Juden vertreten, ständig neuer Überlegung.

Christen und Juden verstehen und bekennen ihren Glauben an den einen Gott, der sich in der Geschichte offenbart hat, je in eigener Auslegung. Im Zentrum des Glaubens steht für die Juden die Tora als Plan und Werkzeug Gottes zur Gestaltung und Vollendung der Welt, für die Christen Jesus Christus in seiner Heilsbedeutung für alle Menschen. Eine Begegnung von Christen und Juden kann angesichts solcher Gemeinsamkeit und Unterschiedenheit nicht bei gegenseitigem Kennenlernen stehenbleiben. In ihr liegt nämlich die Möglichkeit, im gemeinsamen Hören auf die Heilige Schrift zu einer Bereicherung und Klärung des eigenen Glaubens zu kommen. Je offener und intensiver solche Begegnung geschieht, um so freimütiger wird auch das Trennende zur Sprache kommen können.

Das Bezeugen des eigenen Glaubens ist für beide unaufgebar: Gottes Auftrag macht aus dem Glaubenden den Zeugen, der seine Identität als Christ oder Jude in Wort und Tat zu verwirklichen hat. Begegnungen auf dieser Grundlage haben allerdings nur Aussicht auf Ertrag, wenn sie unter gewissenhafter Berücksichtigung der langen und leidvollen Geschichte der gegenseitigen Beziehungen erfolgen.

Die Ausbreitung des Glaubens unter den Völkern gehörte zu den Wesensmerkmalen des Judentums zur Zeit Jesu. Auch die urchristliche Gemeinde ging diesen Weg, um so den Sendungsauftrag ihres auferstandenen Herrn zu erfüllen. Dadurch entstand eine ausgedehnte christliche Missionstätigkeit unter Juden und Heiden. Sie führte zur Bildung von Gemeinden, deren Glieder teils aus dem Judentum, teils aus dem Heidentum stammten.

In der Anfangszeit der Kirche war die Taufe von Juden auf den Namen Jesu noch mit der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk vereinbar. Im Verlauf der Auseinanderentwicklung von Kirche und Judentum hatte jedoch der Übertritt zum Christentum in wachsendem Maße den Verlust der jüdischen Identität zur Folge.

Mit der zunehmenden Ausbreitung des Christentums gerieten die Juden nach und nach in die Minderheit. Schließlich wurde das Judentum zur einzigen geduldeten religiösen Minderheit gegenüber einem alle Bereiche des Gemeinschaftslebens bestimmenden Staatskirchentum. Aufgrund dieser Machtverhältnisse wurde auf die Juden im Laufe der Jahrhunderte auch in religiöser Hinsicht vielfältiger Druck ausgeübt. Neben Verfolgungen und Vertreibungen kam es zu Zwangsbekehrungen und zu erzwungenen Religionsgesprächen, die die Überlegenheit des Christentums beweisen sollten. Dadurch wurde der eigentliche Sinn des christlichen Zeugnisses gegenüber den Juden oft verdunkelt oder sogar in sein Gegenteil verkehrt.

Erst unter den veränderten geistigen und gesellschaftlichen Bedingungen der Neuzeit ergaben sich im evangelischen Bereich ernsthafte Versuche, den ursprünglichen Sinn des christlichen Zeugnisses gegenüber den Juden wiederzugewinnen. Dies gilt insbesondere für die Zeit seit dem Aufkommen des Pietismus, der unter Rückgriff auf die Reformation die Freiheit des Evangeliums neu herausstellte und in die Praxis umsetzte. Die gesellschaftliche Überlegenheit des Christentums kam nun durch die bewußte Hinwendung zum persönlichen Zeugnis einzelner Christen gegenüber einzelnen Juden nicht mehr in der früheren Weise zur Geltung. Aus solchen glaubensmäßigen Motiven entstand damals die Judenmission. Dadurch kam es auch zu fruchtbaren Begegnungen zwischen Christen und Juden. Diese weckten ein neues christliches Interesse am Judentum, nicht zuletzt in wissenschaftlicher Hinsicht. Daß seit der Aufklärung immer häufiger Juden aus vorwiegend gesellschaftlichen Gründen zum Christentum übertraten, stand nur teilweise im Zusammenhang mit der Judenmission.

Nach einer Periode des wachsenden Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, in der sich vereinzelt auch Christen schützend vor Juden stellten, hat sich nach den schrecklichen Ereignissen der nationalsozialistischen Judenverfolgung die Lage jedoch in mehrfacher Hinsicht verändert. Die Kirche hat viel von ihrer früheren Geltung im öffentlichen Leben verloren, und durch ihr weitgehendes Versagen während der Judenverfolgung ist sie in der Unbefangenheit ihres Zeugnisses gegenüber den Juden erneut aufs schwerste erschüttert worden.

Die für eine fruchtbare Begegnung notwendige Bezeugung des eigenen Glaubens ist durch Mängel und Fehlformen christlicher Praxis in der Vergangenheit in hohem Maße belastet. Selbst heute gibt es noch missionarische Praktiken, die gerade Juden begründeten Anlaß zu Mißtrauen bieten; sie werden jedoch seitens der Kirche entschieden abgelehnt, auch von denen, die für ein missionarisches Zeugnis gegenüber den Juden eintreten.

Solcher Mißbrauch entbindet die Christen nicht von dem glaubwürdigen Bemühen, dem Evangelium gemäß Rechenschaft zu geben über den „Grund der Hoffnung, die in euch ist“ (1 Petr 3,15). Glaube kann nicht sprachlos bleiben.

Nach allem, was geschehen ist, herrscht heute in der Frage, wie das christliche

Zeugnis gegenüber Juden in der richtigen Weise Gestalt gewinnen kann, eine große Vielfalt der Meinungen. Die Diskussion darüber kreiste in den vergangenen Jahren vor allem um die beiden Begriffe „Mission“ und „Dialog“. Häufig wurden sie als einander ausschließende Gegensätze verstanden. Inzwischen ist aber die Einsicht gewachsen, daß Mission und Dialog zwei Dimensionen des einen christlichen Zeugnisses sind. Diese Einsicht entspricht auch dem neueren Verständnis von christlicher Mission überhaupt.

Nicht nur der Begriff „Mission“, sondern auch der Begriff „Dialog“ ist für Juden als Beschreibung des christlichen Zeugnisses belastet. Deshalb stehen die Christen heute vor der Aufgabe, neu darüber nachzudenken, wie sie ihr Zeugnis, daß Jesus Christus Heil für alle Menschen bedeutet, im Blick auf die Juden verstehen, wie sie es benennen und welche Gestalt sie ihm geben sollen.

Die Kirche wird es dabei nicht unterlassen dürfen, freimütig auszusprechen, daß sie selbst des Gespräches mit dem Judentum bedarf; denn sie stößt hier auf Erfahrungen mit dem Gott der Bibel, die jedem Christen helfen können, das Verständnis seiner Identität wesentlich zu vertiefen. Dies ist von grundlegender Bedeutung für weiterführende Möglichkeiten der Begegnung von Christen und Juden.

Wortlaut in: Christen und Juden. Eine Studie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, hrsg. von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1975, 9-35.

E.III.20

SYNODE

DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Beschlüsse anläßlich der Zionismus-Resolution der Vereinten Nationen vom 6. November 1975

Am 10. November 1975 nahm die Vollversammlung der Vereinten Nationen eine Resolution an, in der erklärt wird, daß Zionismus eine Form von Rassismus sei. Die entscheidenden Sätze dieser EntschlieÙung lauten:

„Die Vollversammlung,

– in Erinnerung an ihre EntschlieÙung 1904 (XVIII) vom 20. November 1963, welche die Erklärung der Vereinten Nationen über die Beseitigung aller Formen rassistischer Diskriminierung verkündete, und im besonderen an ihre Bestätigung, daß ‚jede Lehre rassistischer Unterscheidung oder Überlegenheit wissenschaftlich falsch, moralisch verwerflich (und) sozial ungerecht und gefährlich‘ ist . . .

– in Erinnerung ferner daran, daß die Vollversammlung in ihrer EntschlieÙung 3151 g (XXVIII) vom 14. Dezember 1973 unter anderem die unheilige Allianz zwischen dem südafrikanischen Rassismus und dem Zionismus verurteilt hat . . . stellt fest, daß Zionismus eine Form von Rassismus und rassistischer Diskriminierung ist.“

Für die Resolution stimmten 72 Staaten, und zwar die arabischen, die sozialistischen